

Pekinger Kellerratten

Qin Qiuzi

aus der Chinesischen von Nina Richter

Publikationsplanung:	Weili Wu
Redaktion:	Zhizheng Zhang
Übersetzung:	Nina Richter
Cover-Design:	Weili Wu
Website:	https://glanz-verlag.com
Bestellung:	services@glanz-verlag.com

1. Auflage 2025

Alle Rechte der Ausgabe:

Lizenz der GLANZ GmbH

Talstr. 69, 60437 Frankfurt am Main

ISBN 978-3-949697-00-5

Vorwort

Tief unter der Erde, in Pekings Untergrund, verbergen sich Geschichten, die nicht oft erzählt werden. Hunderttausende Menschen, vor allem Wanderarbeiter und Studenten aus ländlichen Gegenden, leben in den Untergrundwohnungen der Metropole unter ärmlichen Verhältnissen.

In den 60er- und 70er Jahren wurde in China angeordnet, in allen Neubauten in den Städten ein Luftschutzbunker-System einzurichten. Allein in der Hauptstadt Peking wurden 10.000 Schutzräume gebaut. Im Rahmen der Öffnungspolitik zu Beginn der 80er-Jahre wurden die unterirdischen Räume kommerzialisiert. Private Gesellschaften konnten die Flächen erwerben, oder sie wurden vom Zivilverteidigungsbüro an Privatpersonen vermietet, die sie in Wohneinheiten unterteilten, um sie weiter zu vermieten.

Zwar versuchen die Behörden, seit dem Jahr 2010 die Räumung der Behausungen anzuordnen. Doch werden noch heute diese günstigen Wohnräume in zahlreichen Anzeigen angepriesen. Wie viele Menschen derzeit in diesen unterirdischen Räumen leben, ist nicht genau bekannt. Zu Spitzenzeiten sollen es mehr als eine Million gewesen sein. In einer Millionenstadt wie Peking wird diese Gemeinschaft, die auch als »Rattenstamm« bezeichnet wird, oft übersehen. Doch gerade in ihrer Unscheinbarkeit liegt eine interessante Facette des städtischen Lebens in China, das bisher wenig Beachtung fand.

Der Roman »Pekinger Kellerratten« führt den Leser in diese unbekannte, unterirdische Welt. Der Protagonist erzählt von seiner Entscheidung, sein altes Leben hinter sich zu lassen, und in Peking neu

anzufangen. Dort steht er plötzlich vor dem Nichts. In den engen Gängen und dunklen, kalten Räumen einer Untergrundwohnung findet er Unterschlupf. Dort trifft er auf die unterschiedlichsten Menschen. Er hört ihren Geschichten zu, erfährt von ihren Hoffnungen, Nöten und Träumen. In diesem extremen Lebensraum, wo das tägliche Überleben einem Balanceakt gleicht, findet er einen bewegenden Zusammenhalt: die Menschen teilen ihre Sorgen und feiern ihre kleinen Triumphe.

Einfühlsam berichtet der Erzähler, wie er von einem Beobachter und Zuhörer schließlich zum Teil dieser Gemeinschaft von »Kellerratten« wird.

Kapitel 1

Wie ich ohne Geld in Peking überleben konnte

Die Geschichte, die ich zu erzählen habe, liegt in nicht allzu ferner Vergangenheit. Kurz nach dem Valentinstag, im Februar 2001, befand ich mich in einer äußerst unglückseligen Lage. Ich hatte gerade noch eintausend Yuan in der Tasche und bewohnte seit zwei Monaten eines der ärmlichsten Stadtviertel Pekings. Zu allem Überfluss war ich mutterseelenallein. Zwar hatte ich einige Freunde in Peking, die mir wortreich versprochen hatten, mir beizustehen, sollte ich je in Schwierigkeiten geraten. Aber ich war mir sicher, dass diese Geizkragen ihr Wort nicht halten würden, wenn ich sie wirklich um Hilfe bitten würde. Eine meiner Freundinnen hatte es sogar bis in die Führungsebene von McKinsey geschafft, wo sie Consultants ausbildete. Ihr Jahresgehalt betrug sicherlich siebenhunderttausend Yuan, weitere zwei Millionen pro Jahr verdiente sie bei einer privaten Firma. Sie wäre sicherlich bereit, mir Geld zu leihen. Ich stellte mir vor, wie sie über mich spotten würde: „Was ist nur mit dir passiert? Wie kommt es, dass du um Geld betteln musst?“ Schon bei der bloßen Vorstellung schämte ich mich abgrundtief. Diesen Gesichtsverlust wollte ich mir ersparen.

Was sollte ich nur tun? Ich musste mir dringend etwas einfallen lassen, wenn ich hier überleben wollte. Im Songyuli-Viertel, im Südosten der Stadt, entdeckte ich eine Keller-Pension, in der ein Zimmer nur zweihundertzwanzig Yuan im Monat kostete. An dem Preis war nichts auszusetzen - doch für mich war es eine große Überwindung, diese ungewöhnlichen, unterirdischen Räume zu betreten, um das

Zimmer zu besichtigen. In allen Hochhaussiedlungen in Peking befinden sich unterirdische Luftschutzkeller. Vielerorts haben die Hausverwaltungen diese Räumlichkeiten in kleine Zimmer unterteilt, und vermieten sie an Fremde, die dort Pensionen betreiben. Von oben sah die Pension aus wie ein kleiner Bungalow im Innenhof einer Wohnanlage. Als ich das erste Mal eintrat, und unter die Erde hinabstieg, kam es mir vor, als täte sich eine andere Welt vor mir auf. Ein langer Gang führte in den bewohnten Teil. Die Zimmer waren ungefähr sechs Quadratmeter groß und lagen komplett unter der Erde, ohne Fenster und ohne Belüftung. Die Einrichtung war spartanisch: jedes Zimmer enthielt ein Bett, einen Hocker und eine Lampe, die auch tagsüber unverzichtbar war. Toiletten und Küche waren Gemeinschaftsräume, ebenso die Dusche, für deren Benutzung zudem zusätzliche Gebühren erhoben wurden. (Wegen der Kälte benutzte sie aber kaum jemand). Das Zimmer sah sauber aus, aber es hatte keine Heizung und die Eiskälte ließ mich schauern.

Ich fühlte mich wie in einer Gefängniszelle. Eine Flut an Gedanken überwältigte mich. Ich, der ich doch reich gewesen war, der ich eine Villa bewohnt hatte und in Luxuswagen gefahren wurde, der ich das feinste Essen der berühmten Chaozhou-Küche verzehrt hatte, bis ich es nicht mehr hatte sehen können; ich, der ich nur einen Nachtclub hatte betreten müssen, um von den Bardamen im Chor begrüßt zu werden - wie war ich nur in diese Lage geraten?

Aber dann dachte ich auch an die harten Zeiten, die ich schon durchgestanden hatte. Als Jugendlicher hatte ich Felder gedüngt, Schweineställe gebaut, Wassermelonen verkauft, Säcke geschleppt, und im Freien geschlafen. Gemessen daran war meine jetzige Situation gut zu ertragen. Wanderarbeiter und Einwanderer können hier bestehen, warum sollte ich es dann nicht auch schaffen? Zähneknirschend übergab ich dem Vermieter die zweihundertzwanzig Yuan.

Den anderen Bewohnern der Keller-Pension schenkte ich zunächst wenig Aufmerksamkeit. Doch nach einer Weile bemerkte ich, dass es hauptsächlich zwei Arten von Menschen waren, die es hierher verschlagen hatte: Bauern aus den Vororten, die hier bescheidenen Handel betrieben, und junge Leute, die von überallher nach Peking kamen und hofften, hier ein Auskommen zu finden. Sogar eine Familie wohnte hier, die, um die Mäuler zu stopfen, zweimal täglich in der Gemeinschaftsküche auf einem Gaskocher kochte, was die Luft mit Rauch und Ruß erfüllte. In dieser bunt zusammengewürfelten Gruppe war ich der einzige „Brillenträger“, der einen respektablen und anständigen Hintergrund hatte. Wer hier wohnte, hatte in der Stadt schon vieles vom Leben gesehen, so dass ich nicht weiter auffiel.

Für mich gelten einige wichtigen Grundsätze. Ein rechtschaffenes und bescheidenes Leben zu führen ist einer davon, und dieser Grundsatz galt auch für mein Leben unter der Erde. In der Nähe dieses Viertels am Rande der Stadt wurden auf einem kleinen Markt neben Gemüse auch schäbige Alltagswaren verkauft. Hier erwarb ich Bettwäsche, eine Thermoskanne, eine Heizdecke und eine Tischlampe. Die Gegenstände waren von minderer Qualität, aber ich hatte auch nicht viel dafür ausgegeben. Zurück in meinem Zimmer richtete ich mich mit den neuen Sachen ein. Ich versuchte, meine Gemütslage zu verbessern, indem ich die kleine Stereoanlage, die ich mitgebracht hatte, einschaltete. Auf den Nachttisch stellte ich ein Porträt meiner (Ex-)Freundin, und bestückte die Regalbretter aus Beton mit meinen Büchern. Dadurch verlor der Raum etwas von der Atmosphäre einer dunklen Gefängniszelle, wirkte viel ordentlicher und fast schon normal.

Die Wände waren dünn - einmal hörte ich, wie sich nebenan zwei Männer unterhielten. Ich kam nicht umhin, einiges aus der Unterhal-

tung mitzubekommen. So erfuhr ich, dass die beiden aus einem Vorort von Tangshan kamen, und in Peking als Versicherungsvertreter arbeiteten. Sie steckten in Schwierigkeiten, denn beide waren ganz neu im Geschäft und hatten bisher noch keine Resultate vorzuweisen. Ein Grundgehalt bezogen sie auch nicht. Ich hörte, wie der Ältere zum anderen sagte: „Was sorgst du dich? Durchs Jammern verdienst du doch auch nicht mehr! Wenn du überleben willst, musst du dich anstrengen, musst überall hingehen, dich zeigen, an jede Tür klopfen. Was macht es schon, wenn es mal eine Zeit lang nicht läuft... hast du nichts zu essen, dann kauf dir drei Pfund Kartoffeln, die kannst du dir kochen, davon hast du lange etwas. Oder bist du dafür zu fein? Guck' ja nicht morgen wieder so aus der Wäsche, sonst knall' ich dir eine!“ Das zu hören berührte mich. Eine so beachtenswerte Lektion über Marktwirtschaft hatte ich noch nie zuvor gehört. Danach war wieder alles still. Ich legte eine CD auf, ein Violinkonzert von Brahms, gespielt von Leonid Borissowitsch Kogan. Da der Flur tagsüber leer war, erklang die Musik draußen als schönes und stimmungsvolles Echo. Ich hörte vierzig Minuten lang Musik, dann öffnete ich die Tür. Draußen stand der ältere der beiden Männer aus Tangshan. Gleichzeitig fuhren wir vor Schreck zusammen. Sein Ausdruck war nun etwas weniger ernst. Schnell sagte er: „Du bist neu hier, oder? Deine Musik ist schön! Ich habe sicher eine halbe Stunde lang zugehört. Ich habe dich doch nicht gestört, oder?“ Ich war einen Moment lang sprachlos. „Willst du es noch einmal hören?“, fragte ich ihn dann. Er wirkte plötzlich beschämt, winkte verneinend ab, und verschwand wieder in seinem Zimmer.

Jetzt, wo ich eine Bleibe gefunden hatte, konnte ich mich der Frage zuwenden, was ich essen würde. Mit den Bauernhausfrauen zusammen in der engen Küche auf einem billigen Gasofen zu kochen, kam für mich nicht infrage. Ich sah mich in der näheren Umgebung um und fand einen Markt, an dem es ungefähr zehn kleine Restaurants

gab. Am ehesten meinem Geschmack entsprach eines, das nordchinesische Gerichte anbot, und von einer Familie aus der inneren Mongolei geführt wurde. Dieses machte ich zu meinem Stammlokal. Wegen meiner klammen Finanzen erlegte ich mir eine eiserne Regel auf: für eine Mahlzeit gab ich niemals mehr als sechs Yuan aus: fünf Yuan für ein Gemüsegericht mit etwas Fleisch und einen Yuan für eine Portion Reis. Das musste reichen. Die Gerichte waren zwar nicht gerade billig, aber sie wurden mit viel Öl gekocht, und waren besser als das abgepackte Kantinenessen. Aber das wurde hier sowieso nirgendwo verkauft. Es war mein Glück, dass es hier so günstiges gebratenes Gemüse gab, für so wenig Geld hätte ich sonst nicht einmal einen Hamburger bekommen. Es hätte sogar noch preiswertere Optionen gegeben: eine Portion gebratene Kartoffelstreifen kostete nur drei Yuan pro Portion. Aber angesichts der freundlichen Gesichter des Restaurantbesitzers und seiner Familie wollte ich auch nicht zu geizig sein. Der Besitzer hatte seine ganze Familie aus der inneren Mongolei mitgebracht: das Ehepaar, zwei Söhne und eine Tochter. Sie störten sich nicht daran, dass meine strenge Sparsamkeit nicht zu meinem Äußeren passte. Sie behandelten mich mit der gleichen Gastlichkeit und rührenden Herzlichkeit wie jeden anderen Gast, und servierten mir Tee, sobald ich den Laden betrat. Die Auswahl der Gerichte für fünf Yuan war begrenzt. Doch als der Chef sich an mein Kommen gewöhnt hatte, bereitete er von sich aus täglich wechselnde günstige Gerichte für mich zu, immer mit Kohl, Kartoffeln oder Karotten. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil die Familie an mir nicht viel verdiente. An einem Sonntag (für mich war das ein Tag wie jeder andere) ließ ich mich von der entspannten Atmosphäre um mich herum anstecken. Ich entschied, der Familie an diesem Tag etwas mehr Gewinn zu ermöglichen. Ich verlangte nach der Speisekarte, und bestellte „Mehlfischchen“, eine mongolische Speise, für acht Yuan. Obwohl ich nachgefragt hatte, wusste ich nicht genau, was das eigentlich war. Die Chefin versicherte mir, dass die Speise köstlich sei. Nach kurzer Zeit

bekam ich einen Bambuskorb, der randvoll war mit kochend heißen... wie soll ich es beschreiben? Es waren Teigtaschen aus sehr dünnem Teig, die innen hohl waren. Sie waren gelb und äußerst filigran und in Sojasauce gedippt schmeckten sie köstlich!

So kam ich täglich zu meinem Mittag- und Abendessen. Ein günstiges Frühstück zu besorgen war sogar noch einfacher: morgens um acht Uhr verließ ich die Untergrund-Pension und ging auf den Markt. Dort gab es einige Händler, die gebratene Sesamkuchen verkauften. Einer davon trug überraschenderweise ein Schild mit der Aufschrift „Shanghaier Sesamkuchen“. Ein geschäftstüchtiger Kerl, der wusste, worauf es ankam! Ich kaufte mir jeden Tag einen Sesamkuchen, frisch aus dem Ofen und köstlich duftend, für nur fünf Mao. Selbst durch die Papierserviette hindurch verbrannte ich mir noch die Hand. Ich trug ihn in mein Zimmer, und als ich ankam war er genau richtig abgekühlt. Ein Bissen Sesamkuchen, ein Schluck heißes Wasser, und der Tag konnte beginnen! Ein bekanntes Lied aus der Pekingoper kam mir dabei oft in den Sinn, und wenn ich singen könnte, hätte ich es aus voller Kehle herausgeschmettert! So ging das jeden Morgen. Der Verkäufer kannte mich inzwischen und begann schon zu rufen, wenn er mich von weitem kommen sah: „Sesamkuchen, heiße Sesamkuchen!“ Seine Schwiegertochter (nehme ich zumindest an) hob die Strohmatte an, die den Bambuskorb bedeckte, und zog flink einen Sesamkuchen heraus, den sie mir dann überreichte. Dieses allmorgendliche Ritual versetzte mich stets in eine gute Stimmung.

Ob unter meinen Lesern wohl jemand schon einmal unter der Erde gewohnt hat? In meiner Unterkunft war es stets um die fünf Grad kälter als draußen. Aber viel schrecklicher als die Kälte war, dass es keinen Unterschied zwischen Tag noch Nacht gab. Unter der Erde fühlt es sich an, als würde die Sonne nie wieder aufgehen. Wie Tiere

schleichen die Menschen in der Dunkelheit umher. Damals wünschte ich mir nichts sehnlicher, als wieder überirdisch leben zu können.

Eines Morgens ging ich zu einem Friseur im vierten Stock eines Hochhauses in der Umgebung. Der Friseur war ursprünglich Angestellter eines staatseigenen Betriebes gewesen. Als dieser aufgrund der Konkurrenz privater Friseursalons schließen musste, ging er in Rente. Seither bot er den Kunden aus der Nachbarschaft seine Dienste privat, in seiner Wohnung, an. Die Wohnung war sehr groß und einfach eingerichtet, so wie es in den sechshunderttausend Jahren üblich war. Als meine Haare geschnitten waren, trat ich ans Fenster und blickte nach draußen in den Hof. Mir bot sich ein lebhaftes Bild: Leute kamen und gingen, das Sonnenlicht tauchte alles in klare und strahlende Farben. Wie schön die Sonnenstrahlen waren! Nie mehr in meinem Leben habe ich den Anblick der Sonne und des Tageslichts mehr genossen als an diesem Tag! Was sollte ein Mensch sich mehr wünschen, dachte ich bei mir, als eine Wohnung, ein gewöhnliches Zuhause, auch wenn es nicht modern war, wenn man nur das Tageslicht sehen konnte! In den zwei Monaten, die ich im Untergrund lebte, beneidete ich niemanden mehr als diesen pensionierten Friseur.

Am Tag, wenn alle Bewohner der Untergrundpension arbeiten gingen und ein jeder versuchte, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, war es ruhig in den Räumen unter der Erde. Am Wochenende war es genauso – für Wanderarbeiter gibt es keine freien Tage. Nur mittags und am Abend kehrte Leben ein. Weil die Toiletten, die Küche, der Waschraum und die Duschen in einem Gang hintereinander angeordnet waren, herrschte dann immer ein lebhaftes Durcheinander. Besonders ungewöhnlich war, dass man sich beim Chef melden musste, wenn man duschen wollte. Er kassierte fünf Yuan Gebühr, und schloss dann erst die Dusche auf. Der Duschraum wie auch die Toi-

lette waren kleine Räume, in denen mit Holzbrettern drei Abteile abgetrennt waren. Es gab einen gasbetriebenen Wasserboiler. Wenn man sich ausgezogen hatte, in der Dusche stand, und das Wasser andrehte, musste man sich über Rufe mit dem Chef verständigen, der am Boiler stand und die Wassertemperatur regulierte. Wenn es eine Frau war, die duschen wollte, nahm das ganze komische Züge an: der Chef blieb hinter der Holzwand stehen und beide riefen einander zu: „Wie ist es?“, „Noch etwas mehr!“, „Und jetzt?“, „Ah, gut so!“, so ging das hin und her, bis die Dusche beendet war.

Einmal, als ich gerade im Waschraum meine Kleidung wusch, kam vom Flur her ein junger Bursche herein, er war elegant und sauber gekleidet. Ich kannte mich mit Mode aus und hatte ein gutes Auge; auf einen Blick konnte ich erkennen, dass er echte und teure Markenartikel trug. Gerade fing ich an, mich zu wundern, was ihn wohl hierher verschlagen haben mochte, da sprach er mich an: „Oh, ein hohes Tier? Wäschst du selbst deine Kleider? He Boss, wo hast du denn deine Sekretärin gelassen?“ Mir entging nicht die Feindseligkeit, die in seiner Stimme mitschwang. Ein junger Bursche wie er, frisch aus Pingyang und noch grün hinter den Ohren, wagte es, so mit mir zu reden! Ich antwortete ihm sarkastisch: „Und du, mein Hübscher, bist du etwa besser als ich? Wo ist denn deine Freundin? Ist sie mit einem anderen mitgegangen?“ Von da an machten wir uns jedes Mal übereinander lustig, wenn wir uns auf dem Korridor begegneten. Seine Bemerkungen waren dabei nichts gegen den Blick, mit dem er mich ansah. Er sah mich mit einer Abscheu an, die diejenige übertraf, mit der die Leute aus der Stadt auf die Wanderarbeiter blickten. Ich hatte keine Möglichkeit, meine Überlegenheit zu beweisen. Also ertrug ich die Erniedrigung, während mir innerlich vor Zorn Dampf aus den sieben Gesichtsöffnungen quoll.

Die Abende unter der Erde waren besonders schwer zu ertragen. Es war kalt, langweilig, und ich war rastlos. Wenn ich hinaufstieg, um etwas herumzuschlendern, war alles leer, und auch dort war es kalt und langweilig. Im Umkreis von einem Kilometer gab es bloß ein KFC, das abends noch geöffnet hatte. Es war hell erleuchtet und von fröhlichen Klängen erfüllt. Hier verbrachte ich so manchen langen Abend: ich betrat den Laden, bestellte einen heißen Kaffee für fünf Yuan, an dem ich mich dann mehr als zwei Stunden lang festhielt. Dabei las ich in Ruhe in meinem mitgebrachten Buch. Immerhin war es hier hell und sauber, und in diesem modern anmutenden Umfeld konnte ich eine Zeitlang die schreckliche Untergrundwelt vergessen. Die jungen Frauen, die im KFC bedienten, hatten ein gutes Training erhalten, das war ihrem Lächeln anzusehen. Jedes Mal fragten sie mich: „Was möchten Sie, möchten Sie einen Hamburger?“ Ich schüttelte den Kopf und dachte bei mir: „Einen Dreck will ich! Was tust du so, hältst du mich für schwachsinnig?“ Ihr künstliches, antrainiertes Lächeln stieß mich ab. Diese Mädchen könnten meine Töchter sein, dennoch brandete Hass in meinem Herzen auf. Es war das genaue Gegenteil von der Herzlichkeit der Leute in meinem mongolischen Restaurant.

Die Gegend war abgelegen, und abends ab neun Uhr kamen kaum noch Leute. Nur noch ein paar Jungs waren da, wahrscheinlich Mittelschüler, die den Mädchen hinterherguckten. Es hatte die Atmosphäre eines Cafés. Verglichen mit dem Kaffee, den ich gewöhnt war, war dieser hier für fünf Yuan nichts als dünne Plörre. Dennoch bestellte ich ihn, und tröstete mich damit, dass auch Kong Yiji¹ Bohnen mit Anis bestellt hatte.

¹ Kong Yiji ist eine Person aus einer bekannten, gleichnamigen Kurzgeschichte von Lu Xun aus dem Jahr 1919.

An einem Tage war ich gerade in die Lektüre von Goethes „Faust“ vertieft, als mich plötzlich jemand ansprach. Es war der junge Mann aus meiner Unterkunft und ein anderer, der mit ihm im gleichen Alter sein mochte. Auch hier, in dieser anderen Umgebung, blieben wir bei unserer gewohnten Anrede: er nannte mich „Boss“, und ich ihn „Hübscher“, auch wenn wir uns hier nicht übereinander lustig machten. „Ha, hast du diesen Ort auch schon entdeckt!“ lachte er. „Ja, genau richtig zum Lesen. Und was machst du hier?“, entgegnete ich. „Ich habe einen Plan für ein Projekt, und möchte ihn mit einem Freund besprechen.“ Dabei zog er einen gebundenen Geschäftsplan aus seiner Tasche und reichte ihn mir. „Was sagt das hohe Tier dazu?“ Es war ein Geschäftsplan für eine Restaurantkette. Der Name der Marke war „Meili Xifang Niuba Cheng“, sogar computergenerierte Bilder waren in der Mappe enthalten. Beim Durchblättern bemerkte ich erstaunt, dass er sogar ein Patent angemeldet hatte! „Von wem stammt das?“ fragte ich ihn. „Von mir!“, war die Antwort.

„Und, hast du auch Startkapital?“ „Das ist es ja. Hätte ich Geld, hätte uns das Schicksal wohl kaum zusammengeführt.“

Die Sache begann mich zu interessieren, und ich lud ihn und seinen Freund ein, sich zu mir zu setzen. Der „Hübsche“ hieß Song, stammte aus Hubei, und war etwas über dreißig Jahre alt. Er war hellhäutig und extrovertiert und etwas unruhig. Die Geschäftsidee stammte von ihm, und auch um das Patent hatte er sich selbst gekümmert. Natürlich handelte es sich nicht um ein amerikanisches Restaurant. Das Logo gefiel mir: es zeigte den Kopf eines alten, freundlichen Cowboys. Die Zielgruppe waren die Weißkragenarbeiter und wohlhabenderen Paare in den großen Städten. Song hatte sich über alles Gedanken gemacht und hielt das Projekt in Peking für durchführbar. Jetzt musste er nur noch einige reiche Geschäftsleute zur Investition bewegen. Er würde das Unternehmen leiten, und der Gewinn würde 30:70

aufgeteilt werden. Das benötigte Startkapital war mit ungefähr sechshunderttausend Yuan noch nicht einmal besonders hoch. Ich hatte langjährige Erfahrungen in der Geschäftswelt gesammelt, und gab ihm einige Tipps, nachdem ich seinen Projektplan durchgesehen hatte. Während er mir zuhörte, bemerkte er, dass ich wusste, wovon ich redete. Sein Ausdruck veränderte sich und mit angehaltenem Atem ließ er mich ausreden. „Auch wenn deine Idee noch so gut ist – Leute wie dich gibt es in Peking Hunderttausende! Alles hängt davon ab, ob du ein, zwei Betonköpfe zur Investition bewegen kannst. Kümmere dich erst einmal darum, bevor du deinen Plan weiter konkretisierst. Selbst wenn du einen Schuhlöffel, oder einen Rückenkratzer für alte Damen entworfen hättest, könntest du es schaffen, wenn es dir nur gelingt, andere davon zu überzeugen. Ich glaube an dich – nächstes Jahr um diese Zeit feiern wir in einer VIP-Lounge!“ Song lachte fröhlich. „Dann könnte ich sogar nach Paris gehen! Schade, Alter, dass wir einander nicht früher begegnet sind!“ Von da an waren Song und ich Freunde. Schnell erkannte ich, dass er noch ärmer dran war ich. In seinem Zimmer gab es gar nichts. Er war mit der Miete anderthalb Monate im Rückstand und vollkommen am Boden. Ich fragte ihn, wie er klarkam, und er machte es wie ich: wann immer er eine Mahlzeit einsparen konnte, dann tat er es. „Du musst viel Wasser trinken, das vertreibt den Hunger“, riet er mir. Ich seufzte innerlich und fragte nicht mehr nach. An einem Tag ging ich zur Essenszeit zu ihm und sagte: „Komm, und frag nicht warum: ich lade dich heute zum Essen ein!“ Er lehnte eilig ab: „Alter, das kann ich nicht annehmen!“ „Ich esse nur dasselbe wie sonst auch, nur bestelle ich heute eben eine Portion mehr!“ überredete ich ihn. Beim Essen sagte ich: „Heute kümmern wir uns um nichts anderes, als uns einmal sattzuessen. Das ist schon okay.“ Dankbar sah er mich an und lachte: „Hey, Boss, du bist in Ordnung!“ Die Feindseligkeit zwischen uns war vollkommen verschwunden.

Im Norden scheint die Sonne im Winter ohnehin schon sehr wenig. Unter der Erde jedoch bekam ich kaum mal einen Sonnenstrahl zu Gesicht. Mit der Zeit wurden meine Beine schwach und die Knie weich. Mein Gang wurde unsicher, es fühlte sich an, wie auf dicker Baumwolle zu laufen und ich stand nicht mehr sicher. Obwohl ich mir damals schon dachte, dass es an dem Leben unter der Erde liegen musste, erfuhr ich den genauen Grund dafür erst später: es war ein Kalziumdefizit, das durch den Mangel an Sonnenlicht ausgelöst wurde. Aber selbst, wenn ich es gewusst hätte, hätte ich es kaum über mich gebracht, Geld für Kalziumtabletten auszugeben. Eine Flasche eines Multivitaminpräparats kostete immerhin dreißig Yuan! So viel wie fünf Mahlzeiten. Obwohl ich mich kaum auf den Beinen halten konnte, war ich wild entschlossen, diese Schwierigkeit aus eigener Kraft zu überwinden. Jedes Mal, wenn ich ins Freie trat, knickten meine Füße um, und in meiner Vorstellung rief eine Stimme: „Umgeknickt! Umgeknickt!“

Um die Zeit herzubringen, und auch um nicht ganz vom Tagesgeschehen abgeschnitten zu sein, hatte ich hin- und hergerechnet und war zu dem Entschluss gekommen, dass ich mir die fünf Yuan täglich für die Tageszeitung „Pekinger Abendblatt“ gerade so leisten konnte. So lief ich jeden Abend um fünf Uhr, wenn es schon dämmerte, los, um die Zeitung zu kaufen. Einmal kam ich dabei an eine Kreuzung und wollte einem Fahrrad ausweichen. Ich geriet ins Straucheln, stolperte noch einige Schritte vorwärts, bis mich meine Füße nicht mehr hielten und ich am Straßenrand hinfiel. Ich hörte, wie die Leute um mich herum zu schreien anfangen. Ich lag auf dem eiskalten Boden, umringt von Menschen, die aus meiner Perspektive riesengroß aussahen. In dem Gedränge wurde mir schließlich aufgeholfen. Ein kleines Mädchen mit rotem Halstuch, das ganz blass im Gesicht war, fragte mich: „Geht es dir gut, Großvater?“ Ich starrte sie entgeistert

an. In den vergangenen paar Jahren war es hin und wieder vorgekommen, dass man mich als Lehrer angesprochen hatte. Aber „Großvater“ wurde ich heute zum ersten Mal genannt. Das Mädchen hatte ein rundes Gesicht und große Augen, ihr Halstuch leuchtete rot. Die ganze Zeit hielt sie meinen Arm fest. Hunderttausende Gedanken drängten sich auf einmal in meinem Kopf, mir standen Tränen in den Augenwinkeln, und meine Lippen zitterten so sehr, dass ich nicht sprechen konnte. Das Mädchen wurde immer besorgter: „Großvater, hab keine Angst, ich bringe dich ins Krankenhaus!“ Unter Mühen richtete ich mich auf. Für mich selbst völlig unerwartet sagte ich: „Mädchen, es ist alles in Ordnung, dem Großvater geht es gut, es ist nur eine alte Krankheit. Geh nur schnell nach Hause!“ Ich versuchte, ein paar Schritte zu gehen, und konnte mich tatsächlich auf den Beinen halten. Als die Umstehenden sahen, dass ich unverletzt war, seufzten einige vor Erleichterung, und die Menge löste sich auf. Das Mädchen wirkte nicht so erleichtert, sie drehte sich alle paar Schritte nach mir um. Erst als ich ihr mit der Hand ein Zeichen gab, dass tatsächlich alles in Ordnung war, ging sie fort. Ich fühlte mich gedemütigt. Beim Abendessen würden die Leute reden: „Stell dir vor, an der Kreuzung der Songyuli-Straße ist heute ein alter Genosse gestürzt!“ Was für eine erniedrigende Vorstellung!

Als mir das Mädchen aufgeholfen hatte, hatte ich sofort an meine eigene Kindheit denken müssen, an die Zeit, als ich selbst noch das rote Halstuch der Grundschüler getragen hatte, dazu ein weißes Hemd und eine blaue Hose. Ich hatte vor Energie und Lebensfreude nur so gestrotzt. Einmal hatte ich am Neujahrsabend den Erwachsenen ein Gedicht vorgetragen. Als ich vor tausenden Zuschauern auf der Bühne am Rednerpult stehend angefangen hatte, zu sprechen, war mein meine Stimme schockierend laut durch das Auditorium gehallt: „In

dem glänzenden Zeitalter Mao Zedongs wächst unsere Jugend glücklich heran.“ Ha, das war doch gerade eben erst gewesen – und jetzt war ich schon ein Großvater geworden!

Der einzige Raum in der Untergrundpension, der beheizt war, war ein kleines Zimmer im Eingangsbereich. Hier wurde die Post erledigt und die Zimmer verwaltet, gleichzeitig diente der Raum als Kiosk, und es gab auch die Möglichkeit, zu telefonieren. Mir machte die Kälte zu schaffen, und so hielt mich oft in dem Raum auf, um mich aufzuwärmen. In einem Bereich, der durch einen geblühten Vorhang abgetrennt war, stand ein Bett. Hier wohnte ein junges Mädchen von etwa sechzehn Jahren. Sie sprach einen Dialekt, scheinbar kam sie vom Land. Sie sah gesund und vital aus und machte einen zähen Eindruck. Sie erledigte alle wichtigen Aufgaben in der Pension: sie kassierte die Miete, führte die Konten, nahm Anmeldungen entgegen, berechnete die Telefongebühren, kümmerte sich um die Schlüssel, verkaufte im Kiosk. Sie wusste auswendig, wer wie viele Tage lang die Pension bewohnte, und vertat sich dabei nie auch nur um einen halben Tag. Bis heute weiß ich ihren Namen nicht. Da sie aus der Provinz Shandong kam, die auch *Lu* genannt wird, nenne ich sie hier „Luhua“ – Blume aus Lu.

Ich kam mit ihr ins Gespräch und erfuhr, dass sie tatsächlich vom Land stammte. Sie war hergekommen, nachdem sie die Mittelschule abgeschlossen hatte. „Ist der Chef ein Verwandter von dir?“ wollte ich wissen. „Nein, er ist ein Freund meines Vaters.“

„Wie viel bezahlt er dir?“

„Vierhundert.“

„Bist du damit zufrieden?“

„Natürlich! Auf dem Land kann man nirgendwo so viel verdienen!“

„Möchtest du noch weiter zur Schule gehen?“

„Selbst wenn ich wollte, könnte ich nicht.“

Ich sah, dass auf ihrem Bett einige Zeitschriften lagen. „Ich habe auch noch ein paar Hefte in meinem Zimmer. Du kannst sie lesen, wenn du möchtest.“

Das sonst so reservierte Mädchen sah mich mit einem Hauch von Fröhlichkeit an. „Gut.“

Der Chef hielt sich meist ebenfalls in dem Eingangszimmer auf. Wenn er einmal unterwegs war, übertrug er Luhua die komplette Verantwortung für die Pension. Somit nahm sie eine ähnliche Rolle wie die Ehefrau des Chefs ein.

Song neckte Luhua gerne, aber sie schenkte ihm nicht ein einziges Mal ein Lächeln. Einmal sagte er zu ihr: „Kleine Schwester, sei nicht so kaltherzig!“

„Bezahl du erst einmal deine Mietschulden!“

Er grinste sie an. „Vergiss doch die Miete. Ich möchte dich zum Essen einladen!“

Sie zog eine Grimasse. „Ach hör doch auf, mich zu nerven. Was hast du hier noch zu suchen? Verschwinde!“

Song gab nicht auf. Er lächelte verlegen: „So ein hübsches Mädchen, der Zorn steht dir nicht gut!“

Da wurde sie richtig ärgerlich und fuhr ihn an: „Hau ab, verpiss dich!“

Er ging beschämt davon, und ich grinste in mich hinein. „Warum bist du so gemein zu ihm, er sieht doch so gut aus!“ fragte ich sie.

„Er ist ein Nichtsnutz!“ sagte sie, noch immer sehr wütend.

Lachend sagte ich: „Das würde ich nicht unbedingt behaupten.“

„Nicht einmal seine Miete kann er bezahlen! Aber damit wird er nicht durchkommen!“

Einmal, es war schon spät am Abend, wollte ich mir ein Feuerzeug kaufen. Ich sah, dass das Licht im Eingangszimmer noch brannte und wusste, dass Luhua noch wach war. Ich öffnete die Tür einen Spalt und erblickte Luhua angezogen auf dem Bett liegend, ihre Augen waren rot, als ob sie gerade geweint hätte. Es sah aus, als würde sie sich nicht gut fühlen. Der Chef saß auf dem Bettrand als wolle er sie trösten. Als er mich bemerkte, musterte er mich mit einem unnatürlich verstohlenen und etwas hinterhältigem Ausdruck im Gesicht. Sofort begriff ich, was ich vor mir sah. Dennoch tat ich so, als würde ich nichts bemerken. Ich kaufte das Feuerzeug und zog die Tür hinter mir zu. Ich blickte auf meine Uhr: es war 23 Uhr.

Als ich auf meinem Bett lag, begann ich zu grübeln. Ein alter Ochse, der junges Gras frisst – das war nichts Ungewöhnliches. Aber Luhua war erst sechzehn Jahre alt, was will sie mit diesem alten Bock? Sie ist doch die Tochter seines Freundes, was denkt er sich nur dabei? Der Chef wirkt nicht ungebildet, ungefähr wie ein Beamter in einem Dorfkomitee. Sollte er seine Triebe nicht besser im Griff haben? Ach ... wie es wohl dazu gekommen sein mochte. Aber andererseits machte ich mir vielleicht zu viele Gedanken. Vielleicht war Luhua nur erkältet oder hatte Menstruationsschmerzen, vielleicht hat dieser Kerl sie wirklich nur getröstet. Ich hoffte, dass es so war.

Eine Weile verging, und Luhua machte einen ausgeglichenen Eindruck. Was zwischen ihr und dem Chef vorging, wusste keiner so genau. Wenn sie miteinander redeten, neckten sie sich immer wieder unauffällig. Für mich war es offensichtlich, dass der Lüstling bekommen hatte, was er wollte. Für die Vierhundert im Monat hatte Luhua das scheinbar in Kauf genommen. Seit jenem Abend war der Chef immer besonders höflich zu mir. Ich verhielt mich so wie immer, scherzte mit ihm, und tat so, als sei ich zu dumm, um etwas zu bemerken. Als ich einmal Luhua Zeitschriften brachte, sagte sie: „Der Chef hält große Stücke auf dich!“

„Ach ja? Was hat er denn gesagt?“

„Er sagt, in der ganzen Pension bist du der einzige anständige Mensch!“